

Dr. Reinhard Schmook

Die Freienwalder Synagoge

Bis 1819 hielt die israelitische Gemeinde ihren Gottesdienst in einem Privathaus ab, das dem Staatsbürger Boas gehörte. „Der beschränkte Raum dieser in Miethe gehabten Synagoge und die Unbequemlichkeit des Locals hat ihnen jedoch die Nothwendigkeit aufgebürdet, ein eigenes Haus sich anzuschaffen, und sie haben dazu das ehemalige Vialasche in der Jopenstraße Nr. 125 belegene Bürgerhaus erkaufte und in dem einen Theil desselben ein bequemes und anständiges Local zur Anstellung ihrer gottesdienstlichen Zusammenkünfte eingerichtet. Die Gemeinde hat sich verpflichtet, die bürgerlichen Lasten und Abgaben von jenem Grundstück zu tragen, zumal da nur der eine Teil des Hauses zur Synagoge, der andere aber zur Wohnung für den jüdischen Schullehrer bestimmt ist.“

Das Haus wurde in der Mitte geteilt und in der linken Hälfte die Geschosdecke herausgenommen. Dadurch entstand ein hoher Raum für den Betsaal mit einer Empore für die Frauen und Kinder, die ihre Plätze über eine von der Judentreppe aus zugängliche Terrasse erreichten.

Am 5. Juli 1829 genehmigte König Friedrich Wilhelm IV. durch Kabinettsorder nachträglich den Kauf dieses Hauses, den die Regierung, die dazu eigentlich nicht befugt war, bereits gebilligt hatte.

1844 gehörten nur die in der Stadt wohnenden Juden, insgesamt 66, zu dieser Synagoge. Die Mitgliedschaft konnte ein neu zugezogener Jude durch ein Einkaufsgeld in Höhe von 150 Reichstalern erwerben, zuzüglich eines jährlichen Beitrags in Höhe von 12 Reichstalern, 15 Silbergroschen. Außerdem musste er sich verpflichten, alle Gemeindkosten mittragen zu helfen. In religiösen Angelegenheiten wurde die Gemeinde durch einen Vorsteher, einen Rendanten und einen Schächter vertreten, die alle drei jährlich neu gewählt wurden. Dem Schächter oblag es neben seinem eigentlichen Amt, während des Gottesdienstes den Gesang zu leiten und die Kinder in jüdischer Religion zu unterrichten. Einen Rabbiner hatte die Gemeinde nicht. Diese Aufgabe erfüllte ebenfalls der Schächter. Für Trauungen, Aufgebote und Predigten erhielt er von der Gemeinde jährlich 80 Reichstaler, freie Wohnung und 4 ½ Klafter Deputatholz, das aus der Stadtforst auf die Synagoge als volle Bürgerstelle ausgereicht wurde. Daneben bezog er die Gebühren für Trauungen, Beschneidungen, das Schächten u.a. Im Gottesdienst wurde auf Hebräisch, bei der Bar Mizwa der Kinder und bei den Trauungen auf Deutsch gepredigt. Eine besondere Amtstracht trug der Schächter nicht, nur seinen normalen Gebetsmantel.

Auf der Grundlage des Gesetzes vom 23. Juli 1847 erfolgte bald auch in Freienwalde die Konstituierung eines Synagogenverbandes. Bis dahin bildeten die Synagogengemeinden oder "Israelitischen Gemeinden", wie sie manchenorts genannt wurden, in kirchlicher Hinsicht lediglich Privatvereine, in deren innere Angelegenheiten sich die Verwaltungsbehörden nicht einmischen durften. In den Akten werden aus Freienwalde die Namen Heidemann, Lessing, Kaufmann Franzmann, Kaufmann Loeser, Kaufmann Simon, Kaufmann Boas, Färber Frank, Getreidehändler Goldschmidt, Rentier Henschel, Rentier Imberg, Rentier Pauly, die Witwe Boas, die beiden Fräulein Krone, Heymann Rhode und Blume Arnheim genannt. Von auswärts waren dem Synagogenverband angeschlossen die Kaufmannsfamilien Hirsch Boas (Niederfinow), S. Liebert (Altreetz), Zeidler (Altglietzen), R. Lewin (Steinbeck), Moses

Jacobsohn (Liepe), I. Putzig (Altglietzen), J. Trentel (Steinbeck) J. Gerson (Neuglietzen), Hirsch Lewin (Haselberg), A. Trentel (Prötzel) und Joseph Bach (Amalienhof).

Über die Freienwalder Synagoge hat der 2011 verstorbene Ehrenbürger Dr. Hans Keilson sehr anschauliche Schilderungen hinterlassen, aus denen nachstehend zitiert wird. Die Zitate stammen aus einem Vortrag, den er am 9. November 1998 in der wiederaufgebauten Lübecker Synagoge anlässlich des 60. Gedenktages an die Verbrennung der Synagogen in Deutschland gehalten hat.

„Ich stehe hier in Lübeck in einer Synagoge in Deutschland, dieser Umstand versetzt mich in die Zeiten zurück, da ich als Kind mit meinen Eltern und meiner Schwester in einem kleinen Städtchen im Oderbruch lebte und wir dort unsere Feiertage in der Synagoge und im häuslichen Kreis begingen. Es sind wehmütige Erinnerungen, gewiss, sie tun weh wie so manche Erinnerung und erfordern Mut, um sie aufs Neue aufzurufen.

Vom oberen Teil des Städtchens führte von der Hauptstraße eine kurze Seitengasse zu einer breiten, ausgetretenen, holprigen steinernen Treppe, die „Judentreppe“ genannt, an beiden Seiten von eisernen Geländern flankiert wurde. Sie begann am obersten rechten Teil des Synagogengartens und lief, von diesem durch einen hölzernen Zaun getrennt, bis hinunter in die mit Kopfsteinen gepflasterte Fischerstrasse, wo sich der Eingang zur Synagoge befand. Nur der Name „Judentreppe“ kündete die Nähe einer religiösen Stätte.

Über diese steinerne Treppe gingen meine Eltern und wir Kinder und andere jüdische Familien mit ihren Kindern, um das kaum begehbare Pflaster zu meiden, zuweilen von den Umwohnenden freundlich begrüßt. Man kannte uns, und wir kannten, die uns grüßten. Auch das gab es einmal. Zu den hohen Festtagen waren unsere Mütter und auch wir Kinder festlich gekleidet. Die Männer trugen schwarze Zylinderhüte, wodurch so mancher, wie mein Vater, größer und feierlicher erschien, als es seiner wahren Gestalt und seinen inneren Zweifeln entsprach.

Unsere Synagoge lag etwas abseits im unteren, kargerem Teil des Städtchens, in dem keine Villen, Geschäfte oder andere ansehnliche Gebäude standen, nur einfache, schmale Mietshäuser, ein Magazin, ein Schuppen. Hier speicherten einige größere Geschäfte der Haupt- und Durchgangsstraßen ihre Vorräte und Materialien.

Die Synagoge war gewiss ein etwas größeres und auffälligeres Gebäude als die benachbarten, aber ohne jegliche äußerliche Verzierung, wenn man es mit den Gotteshäusern anderer Religionsgemeinschaften im Städtchen verglich. Auch der innere Gebetsraum war nicht groß, außerhalb seiner Bestimmung ohne Kerzenlichter unansehnlich, ohne Putz, schmucklos und kahl, mit einfachen Glasfenstern, mit den steifen Reihen von hölzernen Bänken und aufklappbaren Pulten, Aufbewahrplätzen für Gebetsbücher und Gebetsmäntel. Auch der mit Gold bestickte Vorhang des erhöhten Thoraschreines hinter dem Altar vermochte diesen Eindruck nicht zu mildern. Nur die Anwesenheit von Menschen brachte die kühle Monotonie des Raumes zum Schwinden. Wenn zu den Festtagen die Juden aus den umliegenden Dörfern aus dem Oderbruch und von den märkischen Höhen aus Werneuchen und Tiefensee sich einfanden, begann der festlich erleuchtete Raum zu leben und zu glühen. Hier saßen oder standen die Männer in ihren Gebetsmänteln, beteten, wiegten ihre Körper hin und her, beugten sich tief oder unterhielten sich flüsternd, während der Vorbeter seines Amtes waltete.

Unten von der Eingangshalle gelangte man über eine knarrende Holztreppe hinauf in das obere Stockwerk, wo eine Art Balkon in einem rechten Winkel entlang zwei Wänden lief und

den Innenraum in halber Höhe in ein Oben und Unten teilte. Hier, auf dem zweireihigen Balkon, saßen die Frauen. So verlangte es die Tradition. Dem Kind jedoch bot diese Trennung neue Möglichkeiten zum phantasievollen Kontakt. Der Blick von oben nach unten und umgekehrt war offen und ungestört, man sah einander, nickte sich zu und verständigte sich auf diskrete Weise. Ich konnte von unten meine Mutter, meine Schwester und die anderen Frauen sehen. wenn sie standen oder sich über die Brüstung beugten und hinab auf uns schauten. Oder wir Kinder gingen hinauf, um sie zu besuchen.

Unsere Synagogen hatten von jeher nicht nur eine religiöse Bestimmung im Leben der Gemeinden, wo auch immer in der Welt. Sie waren oder sind ein Lehrhaus, ein Versammlungsplatz, ein beth hamidrasch der Gemeinden, wo ihre Mitglieder sich auch zu anderen Zusammenkünften einfanden, ein sozialer Treffpunkt, Ort der Zusammengehörigkeit, der Geselligkeit, des Ernstes, der Diskussion. Wenn während der Andacht abseits das flüsternde Gespräch von Mann zu Mann, von Frau zu Frau, anschwell, gebot der ehrwürdige Vorsteher, der alte Herr Putzig, von seinem Platz am ersten Pult durch ein schneidendes „Psst“ diesem Treiben ein Ende.

Ungefähr seit meinem 6. Jahr war ich unten in der Synagoge, wo die Männer ihr Reich hatten, an der Seite meines Vaters und sah mit Bewunderung - oder war es doch mehr Verwunderung? - wie er mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand dem Text des Gebetes, den der Vorbeter vortrug, zu folgen trachtete und dabei, wie es die übrigen Männer taten, leise eine Melodie mitsummte, die ich bisher noch nie gehört hatte.

Mir wurden in der Folgezeit die Gesänge vertrauter, und ich sang sie „aus voller Kehle und frischer Brust“ mit, wie in späteren Jahren, als Stütze der zweiten Stimme im Schulchor, die Lieder mit ihren völlig anderen Inhalten und Tonarten.

Anderthalb Jahre zuvor war ich Bar Mitzwah geworden, d. h. aufgenommen in die religiöse Gemeinschaft der erwachsenen jüdischen Männer. Ich konnte den Minjan komplettieren. D.h., wenn nur neun Männer zum Gottesdienst anwesend waren und ich kam dazu, war ich der Zehnte. Und der Dienst konnte beginnen, aus der Thora vorgelesen werden. Ich war sehr stolz, der zehnte Mann zu sein.

Ich erinnere mich - es muss im letzten Kriegsjahr 1918/19 gewesen sein - dass plötzlich zwei russische Soldaten während der Feiertage im Tempel erschienen. Sie suchten auf der hintersten Bank ihre Plätze. Es waren zwei hochgewachsene, schlanke, noch junge Männer. In ihrer Uniform sahen sie gut aus. Es waren Gefangene, natürlich, aber niemand wusste, wo sie eigentlich herkamen. Der Vorsteher gab ihnen zwei Gebetsbücher. Sie nahmen am Gottesdienst teil. Am Ende der Andacht, wenn sich alle Anwesenden ein „Gut Jontef“ wünschten, d.h. einen guten Feiertag, und sich die Hände schüttelten, reichte man auch ihnen die Hand. Es waren Gefangene und Juden. Sie blieben verlegen in ihren Bänken stehen. Plötzlich waren sie wieder verschwunden. Ein paar Tage später sah ich sie hinter dem Rathaus auf einer Bank vor einem kleinen Gebäude sitzen, das einmal als Gefängnis eingerichtet war. Sie lasen. Ich wagte nicht, mich ihnen zu nähern. Es waren schließlich gefangen genommene Feinde. Nach einer Woche sah man sie nicht mehr.

Am Jom Kippur, am Versöhnungstag, einem der jamin nuraim, der Hohen Festtage, wurden wir Kinder kurz vor dem Ende des Morgengebetes von unseren Eltern angehalten, den inneren Raum der Synagoge zu verlassen. Plötzlich veränderte sich im Raum, auf eine geheimnisvolle Weise, die Haltung der Erwachsenen. Als ob wir Kinder auf einmal nicht mehr dazu gehörten, hieß man uns auf eine umsorgte, liebevolle Weise gehen. Im Laufe der Jahre lernten wir von selbst, wann der Zeitpunkt gekommen war, in den hinter der Synagoge höher

gelegenen terrassenförmig angelegten kleinen Garten hinaufzusteigen und zu warten, bis man uns wieder einließ, die Knaben unten zu den auf harten Bänken sitzenden Männern, die sieben Mädchen oben auf die Galerie der Frauen.

Wir Kinder kamen als strahlende Helden zurück zu unseren Eltern. Sie empfingen uns, als kehrten wir wohlbehalten von einer großen Reise heim. Sie liebten uns, und wir waren froh, wieder bei ihnen zu sein. Viele Frauen hatten geweint. Wir wussten nicht warum. Jedes Jahr vollzog sich das gleiche Spiel von Trennung und Wiedersehen. Natürlich versuchten wir Kinder von außen Laute von innen zu erlauschen. Aber wir hörten nur den verhaltenen Gesang des Vorbeters und die gedämpfte Antwort der Gemeinde. Es blieb ein Geheimnis.

Bis ich, dreizehnjährig, den Raum nicht mehr zu verlassen brauchte. Meine Eltern und die anderen Erwachsenen gedachten ihrer Toten, ihrer Eltern und aller derer, die ihnen nahe gestanden hatten. Wir Kinder hatten ja noch unsere Eltern, was sollten wir mit ihrem Gedenken der Toten anfangen?

Auch die Synagoge, in der ich zuhause war, wurde in den Tagen des Pogroms zerstört. Sie ist nie wieder aufgebaut worden, es gab ja auch keine Juden mehr in dem Städtchen. Als vor einigen Wochen oben am Anfang der „Judentreppe“ ein Gedenkstein gesetzt wurde, lud man mich ein. Ich war der einzige Jude in dieser Stadt und bei dieser schlichten Feier. Vor Jahren hatte man mich zum „Ehrenbürger“ ernannt. Eine ausgestreckte Hand kann ich nicht zurückweisen.“

Kurz vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahre 1932 gab es in Bad Freienwalde noch 13 jüdische Familien. Am 1. April 1933 kam es in der alten Kur- und Badestadt zu ersten Ausschreitungen gegen jüdische Geschäfte, deren Ausmaß sich aber noch in Grenzen hielt. Am Morgen des 10. November 1938 steckten SA-Leute die Bad Freienwalder Synagoge in Brand. Das Gebäude in der Fischerstraße neben der Judentreppe brannte aber nur teilweise aus. Nach der Wiederherrichtung wurde es zunächst von einer nichtjüdischen Familie bewohnt, die im Hause einen kleinen Handwerksbetrieb unterhielt.

Nach Jahren des Verfalls erfolgte 1969 der Abriss. An seine Stelle traten dann einige hässliche Garagen. Als auch sie abgerissen waren, wucherte das Unkraut mannshoch, ein Zustand, der so nicht bleiben konnte.

Im Zuge der Erneuerung der Neuebergstraße erfolgte von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt, die Gestaltung des Areals als Gedenkstätte für das einstige jüdische Leben in unserer Heimatstadt. Die Anregung dazu ging im Herbst 2009 vom Stadtverordneten und Landtagsabgeordneten Marco Büchel aus, der eine Grundsatzentscheidung der Stadtverordnetenversammlung zur Errichtung dieser Gedenkstätte forderte. Das ist dann auch geschehen. Der Entwurf des Prenzlauer Architektenbüros Beckert & Stoffregen sah u.a. die Pflanzung von 12 Bäumen als Symbol für die 12 Stämme Israel vor. Eine in Stein gefasste Wasserfläche symbolisiert die Mikweh, das rituelle Reinigungsbad. Den Eingang bilden verdrehte, rostige Stahlträger mit dem Davidstern als Erkennungszeichen für das Gotteshaus der Freienwalder Juden.

Am 27. Januar 2012 wurde die Gedenkstätte eingeweiht. Rechts neben der Stahlkonstruktion steht jetzt der Synagogengedenkstein, der 1998 zur 60-jährigen Wiederkehr der Reichspogromnacht am 9./10. November 1938 oberhalb der Judentreppe aufgestellt worden war.

Hier findet alljährlich eine Gedenkveranstaltung an die so genannte Kristallnacht vom 9. zum 10. November 1938 statt, in der die Nazis viele Synagogen in Brand steckten und viele jüdische Bürger ermordeten oder misshandelten. Organisiert wird dieses Gedenken traditionell von der Evangelischen Kirchengemeinde, die anschließend zu einer Gedenkandacht in die Nikolaikirche einlädt.